Eine "Welt für sich" : Genf ist keine typische Schweizer Stadt. Die Sonderheiten

Autor(en): **Büchi, Christophe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **24 (2011)**

Heft [8]: **Genf Handelt : eine Grossstadt baut auf kleinem Raum**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-287173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EINE «WELT FÜR SICH»

Genf tickt nicht wie andere Schweizer Städte. Viele schielen neidisch auf die Lebensqualität.

Text: Christophe Büchi

Vor nicht allzu langer Zeit beschlossen die Genfer Touristiker, dem Stadtstaat am Westende des Lac Léman einen neuen Werbeauftritt zu verpassen. Nachdem sich Marketingmenschen und andere Spezialisten den Kopf zerbrochen und neben geistiger Substanz auch eine grössere Menge Geld verbraten hatten, kam die Erleuchtung, das Ei des Kolumbus, das grosse Heureka-Erlebnis. «Genève – un monde en soi» ist der neue Claim, mit dem Genf weltweit beworben wird.

Und in der Tat: Genf ist eine «Welt für sich». Zumindest ist das Gefühl, dass Genf «eine Welt für sich» sei, ein Merkmal der Genfer Mentalität und gehört zu den einheimischen Besonderheiten wie der Jet d'Eau und das Reformatorendenkmal im Parc des Bastions. Und die Gewissheit, dass diese «Welt für sich» auch etwas besser sei als die restliche Welt, ist ebenfalls eine «particularité genevoise». Ein Genfer Politiker versicherte mir einmal in einer öffentlichen Podiumsdiskussion, die ganze Welt beneide die Genfer für ihre Lebensqualität. Man glaubt, nicht recht zu hören: «Die ganze Welt!» Denkt der Taxichauffeur in Kuala Lumpur an die Lebensqualität der Genfer? Mais bien sûr, Monsieur!

Dass Genf eine eigene Welt darstelle, dieses Gefühl haben oft auch Auswärtige. Selbst der grosse Bischof-Diplomat Talleyrand, der dem Kaiser Napoleon und vielen anderen Herren gedient hat, soll einst gesagt haben, die Welt bestehe aus fünf Kontinenten, nämlich Europa, Asien, Amerika, Afrika und Genf (von Ozeanien sprach man damals noch nicht) – ein Bonmot, das von Genfern immer noch genüsslich zitiert wird.

Nur: Eines ist es festzustellen, dass Genf etwas Eigenes ist; komplizierter ist es zu definieren, worin diese Eigenart genau besteht. Vergleicht man Genf mit anderen Kantonen, kommt einem, wie bei Basel und Schaffhausen, zuerst die Grenzlage in den Sinn. Ähnlich wie Basel hat Genf nur eine kleine Grenze zur «Rest-Schweiz», aber eine grosse zu Frankreich. Ähnlich wie Basel ist Genf ein ausgesprochener Stadtkanton, obwohl er, was man oft vergisst, auch die Nummer drei ist unter den Weinproduzenten. Aber mehr noch als in Basel bekommt man hier das Gefühl, nicht mehr ganz in der Schweiz zu sein. Übrigens sagen die Genfer, wenn sie auf der «route de Suisse» (sic) Richtung Lausanne fahren wollen: «On va en Suisse», so wie sie sagen: «On va en France.» Eben: eine Welt für sich.

L'ÉTAT, C'EST LE CANTON Dass in Genf die Uhren nicht ganz gleich ticken wie in der übrigen Schweiz, merken besonders auch die Leute, die mit Planen und Bauen zu tun haben. Schon der von Lausanne Hergezogene stellt erstaunt fest, dass hier die Baubewilligungen vom Kanton und nicht von der Gemeinde erteilt werden; auch die Quartierpläne fallen in die kantonale Zuständigkeit. Überhaupt ist die Gemeindeautonomie hier weniger ausgeprägt als in allen anderen Kantonen, von Basel-Stadt natürlich abgesehen. Wer in Genf bauen will, kommt um den «État» nicht herum – und mit «État», Staat, ist hier immer die Kantonsbehörde gemeint.

Eine andere Genfer Besonderheit, die beim Bauen besonders deutlich hervortritt, besteht darin, dass die sonst so typisch schweizerische Konkordanz viel weniger inszeniert wird. Ein Genfer Architekt sagt: «Man kann hier die Karte der ‹conciliation› und der Diskussion spielen, aber meistens landet man doch bei der Justiz.» Konfrontation, nicht Konkordanz dominiert.

Zudem ist Genf ein Stadtstaat, in dem alles rasch in den Strudel der Politisierung gerät. Man kann dies mit dem französischen Einfluss erklären, aber dieser Hang zum Konfrontativen ist auch auf eigenem Mist gewachsen. Nicht zu vergessen, dass Genf 1782, also mehrere Jahre vor der Französischen Revolution, bereits eine hausgemachte Revolution erlebt hatte. Selbst mittelgrosse Bauprojekte werden rasch Gegenstand eines Rechts-Links-Konflikts. Deshalb haben die Bauherren alles Interesse, sich nicht zuletzt mit der Mietervereinigung Asloca zu verstehen, denn diese ist eine wahre Bastion, die der lokalen Politik ein Heer von Politikern geliefert hat und einen politischen Machtfaktor erster Güte darstellt. Der Asloca wird von bürgerlicher Seite immer wieder vorgeworfen, sie sei eine Bau- und Umbauverhinderungsinstitution, was diese zurückweist. Sicher aber ist, dass Genf über eine restriktive Gesetzgebung verfügt, die unter anderem das Abbrechen und die Umnutzung von Wohnfläche einiges schwieriger macht als in anderen Kantonen und deren Umsetzung von Organisationen wie der Asloca scharf überwacht wird. Jedenfalls müssen Bauherren in Genf ein feines Gespür für die Subtilitäten der örtlichen Politik und Gesetzgebung mitbringen, um zum Ziel zu gelangen.

Oft hört man die Klage, dass es in Genf länger als sonstwo im Land daure, bis ein Bauprojekt ausgeführt werden könne. «Wir müssen mit mindestens 15 Jahren rechnen, um ein grösseres Projekt zu realisieren», klagt ein einheimischer Bauunternehmer. Andere Marktteilnehmer zweifeln, ob hier die Fristen wirklich länger seien. Dennoch: Im kantonalen Baudepartement will man die Fristen auf die Dauer um die Hälfte verkürzen. Fazit: Vieles ist in Genf schwieriger und komplizierter als anderswo. Manches ist aber auch einfacher. So gibt es in Genf einen Sinn für Urbanität, der immer wieder Erstaunliches entstehen lässt.

IN DIE HÖHE STATT IN DIE BREITE Um die Genfer Eigenart zu verstehen, muss man sich die örtliche Topografie etwas genauer anschauen. Zuerst stellt man fest, dass Genf gleichsam den westlichen Fluchtpunkt des Schweizer Mittellandes bildet, mit diesem aber nur über einen engen Landkorridor am Genfersee verbunden ist. Dann fällt auf, dass Genf in einem Talkessel liegt, der nördlich vom Jura, im Süden vom Salève und dem Hügelzug Vuache umrandet wird. Dieser Kranz, der südwestlich an einer kleinen Stelle von der Rhone durchbrochen wird, bildet zusammen mit dem Genfersee starke natürliche Grenzen, die das Gebiet auch von der Aussenwelt abschotten.

Wenn man eine politische Karte anschaut, sieht man, dass die politischen Grenzen Genfs noch enger gezogen sind als die natürlichen Grenzen, dass also ein Teil des Genfer Hinterlandes auf französischem Boden liegt. Der Kanton wirkt wie ein eng geschnürtes Korsett, in dem die Dame nach Luft ringt. Dies führt dazu, dass in Genf chronische Platznot herrscht.

Diese Enge ist das Produkt einer wechselvollen Geschichte. Bis Ende des Mittelalters war die Bischofsstadt Genf ein Teil des savoyischen Herrschaftsgebiets. Die Genfer gehorchten teils dem Herzog von Savoyen, teils dem örtlichen Bischof. Doch in der Reformation vertrieben die Genfer ihren Bischof und machten sich mit Hilfe der reformierten Eidgenossen unabhängig. Und sie holten den französischen Reformator Jean Calvin ins Land, einen hochgebildeten Juristen und Organisator, der die Stadt nicht ohne Mühen zu einer theokratischen Stadtrepublik umwandelte.

Damit begaben sich die Genfer in Frontstellung gegenüber dem Herzogtum Savoyen, aus dem später das Königreich von Sardinien hervorging, und zu den französischen Königen. Das protestantische Genf war nun plötzlich von feindlichem Gebiet umgeben. Die Stadtrepublik wirkte wie eine grosse Festung, deren an Vauban-Architektur erinnernder Grundriss einem Seeigel glich. Herz der Stadt war die Altstadt auf dem Hügel mit der Kathedrale sowie die Rues Basses zu See und Rhone hin. Kleiner war das Stadtgebiet auf der rechten Seite des Rhone-Ufers. Es bestand im Wesentlichen aus dem Quartier Saint-Gervais in der Nähe des jetzigen Bahnhofs Cornavin.

>Forces motrices: einst Kraftwerk in der Rhone, heute Kulturzentrum.

Gleichzeitig entwickelte sich die Stadt zu einem reformierten Refugium, zum «protestantischen Rom», das auf ganz Europa ausstrahlte. Dies hatte bedeutende demografische, wirtschaftliche und auch urbanistische Folgen. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685, bei der Vertreibung der Reformierten aus dem Königreich Frankreich, strömten die «Hugenotten» (das Wort «huguenots» kommt übrigens von «Eidgenossen») zu Tausenden in die Stadt. Die Genfer mussten diese Leute, die teils zur wirtschaftlichen und geistigen Elite Frankreichs gehörten, in ihrer engen Stadt aufnehmen. Sie lösten das Problem, indem sie ihre Häuser aufstockten; schon Ende des 17. Jahrhunderts wurde hier in die Höhe gebaut. Und wenn man heute in der Altstadt herumspaziert und aufmerksam die schönen alten Häuser ansieht, erkennt man noch die Spuren der damaligen Aufstockungsaktion. Auch später zeigte sich: Weil Genf nicht in die Breite wachsen konnte, wuchs es in die Höhe. Und weil es kein grosses Gebiet hatte, musste es sich in den intellektuellen Sphären Ruhm verschaffen. Viele Kenner Genfs sehen deshalb im Springbrunnen ein metaphorisches Wahrzeichen: Die enge Stadtrepublik will und muss hoch hinaus.

EINE ENTFERNTE NÄHE ZUR SCHWEIZ 1814/15 wurde Genf beim Wiener Kongress in die Schweiz integriert und das Kantonsgebiet etwas erweitert. Um die Isolation der Stadtrepublik zu überwinden, schuf man einen Landkorridor zur Eidgenossenschaft. Allerdings wurde die Arrondierung auch nicht übertrieben, denn die protestantische Genfer Elite wollte nicht zu viele katholische Gemeinden aufnehmen. Immerhin hatte Genf nun ein Kantonsgebiet, das das alte Korsett etwas lockerte.

In den 1840er-Jahren geschah dann etwas, was für die Stadtentwicklung noch entscheidender war: Die Radikalen (Freisinnigen) unter dem Tribun James Fazy zettelten eine Revolution an und übernahmen 1847 – noch vor der Schaffung des schweizerischen Bundesstaates – die Macht. Im Bestreben, das reformierte Rom zu modernisieren und zu öffnen, liessen sie die Befestigungsanlagen schleifen und zur Überbauung freigegeben.

Ein Grossteil des heutigen Stadtgebiets, beispielsweise das Quartier um den Bahnhof Cornavin, liegt auf dem Gebiet der früheren Festung, und natürlich auch der Parc des Bastions. Zudem gab der Kanton unter Fazys Herrschaft den Minderheitskonfessionen auf dem Gebiet der früheren Festung Bauland, um ihre Gotteshäuser zu bauen: So entstanden die katholische Kirche Notre-Dame beim Bahnhof Cornavin und die Synagoge im späteren Bankenquartier. Vor allem aber liess Fazy nach haussmannschem Vorbild grosse Boulevards anlegen, die unter Urbanisten als «ceinture Fazyste» bekannt sind (mit Faschismus hat das nichts zu tun!). Auch der Pont du Mont-Blanc gehört dazu. Nach und nach entstand zwischen 1850 und 1914 das moderne Genf mit seinen eleganten Palais und Promenaden.

GENF DEHNT SICH AUS Ein zweiter grosser Wachstumsschub kam nach dem Zweiten Weltkrieg. Genf wurde zur UNO-Stadt und baute den ersten Interkontinental-Flughafen der Schweiz. Die Agglomeration dehnte sich in alle Richtungen aus. Gleichzeitig praktizierten die Genfer früher als die restliche Schweiz eine Raumplanung, die diesen Namen verdient. So wurde ein verdichtetes Stadtgebiet definiert und die Landwirtschaftszone rigoros geschützt. Zudem wurde die Kernstadt Genf mit einem Ring von Satellitenvorstädten und «Cités» umgeben, von denen einige – vor allem die Überbauung Le Lignon – Aufsehen erregten.

In den letzten Jahrzehnten geriet allerdings Sand in das Getriebe. Vor allem in den 1980er- und 1990er-Jahren stagnierte die urbane Entwicklung, ein Kontrast zur guten Wirtschaftslage. Erst in den letzten Jahren kam wieder Bewegung in den Städtebau. Sie zeigt sich beispielsweise in Grossprojekten wie dem 2005 lancierten Projekt Praille-Acacias-Vernets, dank dem in der Nähe des Stade de Genève eine regelrechte Stadt in der Stadt entstehen soll siehe Seite 10. Geplant ist auch eine Reihe von «Tours», Hochhäusern. Dass Genf, nach guter alter Tradition, wieder vermehrt in die Höhe wachsen müsse, ist heute fast schon Allgemeingut. «Genf muss verdichtet bauen, sonst wird es zu einem kleinen Los Angeles.» Mit dieser Warnung hatte Avenir Suisse bereits vor Jahren die Alarmglocke geläutet. Inzwischen wird mit der Verdichtung ansatzweise auch Ernst gemacht. Die Aufstockung der bestehenden Bausubstanz wurde gesetzlich erleichtert. Allerdings verlangt dies von Bauherren und Architekten Geschick und Fingerspitzengefühl, das nicht immer vorhanden zu sein scheint.

Der Kanton ist auch entschlossen, das brachliegende Bauland zu aktivieren, indem öffentliche Vorkaufsrechte geltend gemacht werden und notfalls auch enteignet wird siehe Seite 22. Vor allem in den Einfamilienhausquartieren am Stadtsaum verbreitet sich deshalb Unruhe. In gewissen Quartieren machten die Eigentümer das weitere Bauen durch ein System gegenseitiger Servitute weitgehend unmöglich; hier soll nun der Hebel angesetzt werden. Aber auch die Landwirtschaftszone ist nicht mehr tabu. Im Mai 2011 haben die Stimmbürger deutlich der Umzonung einer Parzelle in der Landwirtschaftszone der Gemeinden Plan-les-Ouates und Confignon zugestimmt – ein auch symbolisch wichtiger Erfolg der Kantonsverwaltung, nicht zuletzt des kantonalen Baudirektors Mark Muller.

Die Zeit drängt. Die Genfersee-Gegend erlebt zurzeit einen aussergewöhnlichen Wachstumsschub. Es braucht viele neue Wohnungen, und gleichzeitig geht es darum, die Lebensqualität in den städtischen Zonen zu erhalten. Die Genfer stehen vor einer Gratwanderung oder – wie die Pessimisten meinen – vor der Quadratur des Kreises. Wie sagt man hierzulande? Qui vivra, verra … **Der Autor Christophe Büchi ist Westschweiz-Korrespondent der NZZ.**